

Die Wissenschaften

Beilage der National-Zeitung



Naturwissenschaft.

Das Nashorn in Europa.

Das Erscheinen eines Nashorns in Europa hat in früheren Zeiten immer gewaltiges Aufsehen erregt. Nur selten wurde der unförmige Dickschäuter gezeigt, und heute noch gehört das Rhinoceros zu den kostbarsten Schätzen jedes Zoologischen Gartens, der sich einen so teuren Besitz leisten kann. Wir sind wohl über alle Nashörner, die in historischer Zeit ihren Weg nach Europa gefunden haben, unterrichtet, denn Dichter, Schriftsteller, Maler und Medailleure haben die Kenntnis von ihnen auf uns gebracht.

Das Rhinoceros ist heute ein Fremdling in Europa, dessen Anblick uns in die heißen Zonen versetzt und Gedanken an Palmenwälder und Wüstenbrand auslöst. Und doch, auch in Deutschland hat es Zeiten gegeben, da waren die Nashörner so zahlreich, wie heute die Giraffe und Wölfe. Allerdings ist es viele tausend Jahre her, aber der Mensch war schon da. Es war zur Zeit des Diluviums, nach dem Rückgang der großen Vereisung. Das Klima von Deutschland wird damals, nach der Flora zu schließen, dem heutigen ziemlich ähnlich gewesen sein. Zwei Arten von Nashörnern lebten in den deutschen Wäldern. Ihre fetten Begleiter waren die Elefanten: der Alt-Elefant (*elephas antiquus*) und das Mammut (*elephas primigenius*). Bei Laub- und Nadelwäldern, Knochen von hundert und überhundert von Nashörnern (*rhinoceros Merckii*) und Elefanten (*elephas antiquus*). Dieser so häufige Verbleib gelangte Hundert ist das älteste Dokument einer menschlichen Ansiedelung in Deutschland. Vorhundertlang scheint der Mensch der älteren Steinzeit dort große „Nashorn-eisen“ verarbeitet zu haben. Mit seinen primitiven Steinwerkzeugen, die in Mengen gefunden sind, zer schnitt er die Tiere und halfte die Knochen. Menschlichen zeigen diese deutliche Bearbeitung durch Menschenhand. Vielfache Brandspuren beweisen, daß das Fleisch vor dem Genuß geröstet worden ist. Auch die Reger essen heutzutage Rhinocerosfleisch, dessen Geschmack nach Austage von Weizen, die es gekostet haben, geradezu abschreckend ist. Der Laubwälder Mensch hat diese leichteren Tieren verzehrt, wahrscheinlich weil diese sich leichter fangen ließen; vielleicht hatte er aber auch schon herausgefunden, daß junge Tiere besser schmecken als alte. Als Trümpfer wurden die muntere Gerecht zu behauenen Kistengelenkspannen des Nashorns verwendet. Tongefäße gab es damals noch nicht. Das andere deutsche Rhinoceros (*r. antiquitatis*) wurde zusammen mit dem Mammut im Sande von Rixdorf bei Berlin gefunden.

Der neolithische Mensch konnte keine Nashornstachel mehr essen, denn das Nashorn war vollständig ausgefallen. Im Alluvium kommt es nicht mehr vor. Vielleicht hat der bilobuläre Mensch es bis auf den letzten Kopf aufgefressen. Nach vielen Jahrtausenden brachten die Römer wieder

Nashörner nach Europa. Das erste zeigte Pompejus im Jahre 55. Die von ihm veranstalteten Tierbegehungen sind, was die Zahl der Tiere angeht, von den römischen Kaisern niemals mehr erreicht worden, soll er doch den schaulustigen Römern 18 Elefanten, 600 Löwen und 410 andere afrikanische Tiere vorgeführt haben. Augustus ließ zuerst ein Rhinoceros töten, nachdem er es in den Seipen gezeigt hatte, auch veranstaltete er einen Kampf zwischen einem Nashorn und einem Elefanten. Späterhin konnte man das Rhinoceros öfter in Rom sehen, doch wird jeder einzelne Fall von den Autoren, Sueton, Dio, Plinius, Martial, Pausanias u. a. genau registriert. Selbst in den Biographien der Kaiser wird die Zurschaufstellung eines Nashorns während der Regierungszeit des betreffenden Herrschers als ein bemerkenswertes Ereignis immer der besonderen Erwähnung für wert erachtet. Das zweifelhafte Rhinoceros zeigte zuerst der Kaiser Domitian, der es sogar auf seinen Münzen anbrachte. Man nannte es „äthiopischen Stier“.

Im Mittelalter ist die Kenntnis des Nashorns nicht ganz verloren gegangen, da es öfter von den Reisenden, besonders von den arabischen, in seiner Heimat gesehen wurde. Diese berichteten ganz phantastische Dinge von ihm, die ihren Weg in die Bücher nahmen.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts kam seit langer Zeit das erste Nashorn wieder nach Europa. Sebastian Münster hat uns in seiner Cosmographie (Wol 1544) dieses Ereignis mitgeteilt. Anno 1513 am ersten tag des Maie hat man dem König von Portugal Emanuel oben Affbona brocht auß India ein lebendiges Rhinocerot. Von diesem Tiere, das König Emanuel später dem Papste Leo X. schenkte, gab Albrecht Dürer 1515 nach ihm zu Gesicht gekommenen Stützen eine in den Hauptformen und Verhältnissen naturgetreue Zeichnung. Darunter schrieb er: „It im 153 (1513) for adi i may hat man unserm künig von portigall gen lisabona brocht ein solch lebendig tir aus India, das nent man Rhynocerate, das hab ich dir von wunders wegen müßen abunterfert schiden hat ein farb wo ein / frof und van die idole überleg fast fett und ist in de gros als ein heffant (Elefant) auß nyder und ist des heffant tott feint es hat forn auff der nafen ein starck scharft horn und so dz ir ein heffant kumt mit im zu sechten so hat es for abeg sein / horn an den steinen scharft geweset und lawit dem heffant mit dem kopf zwischen do fordern sein dan reit er dem heffant auff wo er am dünn hat hat und erwidert in also der heffant fürcht in ser üßel den Rhynocerate dan er erwürgt in / abeg wo er den heffant ankumt dan er ist voll gewapnet und ser freidig und besent dz ir würt Rhynocero in greco et latino indico vero gomda.“ Nach diesem Dürerschen Holzschnitt ist die Zeichnung in Münsters Cosmographia gemacht, die später in Gesners Tierbuch überging. Das Dürersche Rhinoceros, phantastisch mit festen Blatten und

Schuppen besetzt, hat im Nacken ein ganz kleines Horn. Dieses wächst auf den hinteren Reihungen gewaltig an. Interessant ist der weitverbreitete Irrtum, daß das Rhinoceros der Todessind des Elefanten sei. Die Dürersche Aufgabe findet sich fast genau dem Wortlaut nach auch bei Münster. Ebenso erzählt Gesner von dem, daß so solche zwei scheißliche Thier gegen einander tragen.“ Sehr sonderbar mutet die Behauptung an, das Nashorn wege vor dem Kampfe sein Horn an einem Stein. Auch in der Cosmographia ist sie zu lesen: „Wann diß thier den heffanten wil angreifen / wegt es worhin an einem stein sein horn und rüßt sich zum freyt. Es lugt vor allen dingen / dz es dem heffanten vnd dem nach tom / dz rüßt es in ein große schramen in leyb / darvon der heffant muß sterben.“ Sieger ist meist das Nashorn, doch kann ihm der Elefant mit seinen Fähen gefährlich werden: „das thier ist also gewapnet / das ihn der heffant nichts kan thun / er halme dan seine zeh (Fähe) gewaltigliche in es.“ Auf die Dürersche Zeichnung geht auch die Darstellung eines Nashorns auf einer kleinen silbernen Medaille vom Jahre 1682 zurück. Das Rhinoceros, mit gewaltigem Horn im Nacken, weht gerade sein Horn an einem Felsen. Es hat, hierauf bezüglich, die Umschrift: Amat victoria curam, frei übersetzt: „Der Sieg muß sorgsam vorbereitet werden.“ Auf der Rückseite der Medaille steht: Ingerici fractus. Leider wissen wir nicht, auf welche Begebenheit die Medaille geprägt ist. In den folgenden Jahrhunderten kamen dann öfter Nashörner nach Europa, so 1664, 1689 und 1739 nach London. Ghardin (+ 1713), der ein Rhinoceros in Persien sah, gab zuerst eine ziemlich genaue Zeichnung des Tieres. Deutschland erfuhr sich erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts des Besuchs eines Nashorns, das von Stadt zu Stadt zog und überall gewaltiges Aufsehen erregte. Gestalt scheint es auf der Leipziger Wiese gesehen zu haben, wie aus der Fabel „Der arme Greis“ hervorgeht. Nach der Unterschrift auf einem Kupferstück galt es für den Behemoth der Bibel: Siehe, der Behemoth, den ich neben dir gemacht habe, frißt Heu wie ein Stroh. Seine Knochen sind wie feste Erz, seine Gebeine sind wie eiserne Stäbe. (Job 40, 10.) Ein Ansbacher Künstler hielt das Tier der Verewigung durch eine silberne, etwa talergroße Medaille für wert. Sie zeigt auf der Vorderseite — in diesem Falle muß man wohl sagen — das Porträt des Tieres in ganzer Gestalt, inmitten einer Tropenlandschaft. Die Rückseite bereitet einige Daten aus dem Leben des Dargestellten: Dieser Min. erost ist 1741 durch den Capitain David Mouth von der Meer aus Bengalen in Europa gebracht und ist im Jahr 1747, als es 8½ Jahr alt war, 12 Schuh lang, ca. 12 Schuh dick und 5 Schuh 7.3. hoch gewest. Es frißt täglich 60 Pfd. Heu, 20 Pfd. Brod und sauft 14 Eimer Wasser. 1748.

1793 wurde wieder ein Nashorn in Paris gezeigt, 1806 und 1816 kamen zwei Exemplare nach Deutschland,

Das lenkbare Luftschiff und seine Folgen.

Caute!

Wer sich eingehender mit den Ergebnissen der Bemühungen um das lenkbare Luftschiff während der letzten Jahre beschäftigt, der muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß wir dicht vor der endgültigen Lösung dieses Problems stehen. Und es braucht dann nicht viel, um sich die oder jene umstürzende Einwirkung, die diese Lösung unabweislich mit sich bringen würde, im Geiste auszumalen. Denn in der Tat sind die Konsequenzen, die aus dieser Erfindung hervorgehen müssen, schier unübersehbar, auf allen Gebieten vorhanden und überall von gewaltigster Bedeutung.

So ungeheuerlich hoch man auch das Fortschrittsliche bei dieser Erfindung bemerken mag — ihr eigentliches Wesen heißt doch Zerstörung, Vernichtung alles dessen, was das Bild unserer heutigen Kultur ausmacht. Was gelten dann noch, um nur ein Beispiel anzuführen. Meer und Flotte, wozu dann noch Schanzen oder Festungen, wenn der Feind aus unerreichbarer Höhe verderbenbringende Granaten fallen zu lassen vermag? — Der Tag, an dem der Mensch die Luft beherrscht, wird das Antlitz der Welt verändern, bebend steht sie ihm entgegen.

So ist denn „Caute!“ die Losung, drohend, gebieterisch fordernd: Seid auf der Hut, adieu, wer es ist, der Euch die furchtbaren Segnungen dieser Erfindung zuerst anbieten wird. Und dreimal wehe, wenn ihn Gier nach Geld und Macht verführt, sie unberenteten Sünden zu rüchichtsloser Ausnutzung auszuliefern: Güte! Euch!

Es ist ein überaus merkwürdiges und beachtenswertes Buch, das vor wenig Wochen auf dem Büchermarkt erschien und diese Fragen in packender Anschaulichkeit behandelt, — daß ich die n Roman des lenkbaren Luftschiffes und der sich daraus ergebenden Folgen für unsere gesamte heutige Kultur nennen möchte: Caute! In seine Geschichte, über deren Misarrrien man nicht ihre Drollungen vergessen soll. Von Emil Sandt. (V. C. E. Bruns Verlag, Minden). Trotz mander Schwächen liest es in meriellet Sinnlich turmhoch über all den sonstigen teils rein politischen, teils rein phantastischen Sensationsromanen: Das ist einmal die adäquate wissenschaftliche Kalkulation — die dabei keineswegs der phantasiereichsten Verfertiger entbehrt, — das ist zweitens die vollwertig literarische Qualität dieses Buches. An plastischer Lebendigkeit stehen mir den Stabelllauf des ersten Luftschiffes, der „Bar“, auf einer großen Hambur-

ger Werft in aller Stille vor sich gehen, und haben auch gleich hier im Auftakt des Buches seine größte Schwäche vor uns: neben dem Erfinder, einem deutschen Ingenieur Erik Rußart glaubte der Autor noch einen gleichgelungenen Freund und Doppelgänger in Gestalt eines Barons Atilla von Schwind nötig zu haben, der eine ziemlich problematische Rolle zu spielen hat. Es soll aber gesagt sein, daß man sich, wenn man nur erst einmal diesen seltsamen Einfall verworfen hat, nachher aufrichtig mit dieser Figur veröhnen und befreunden kann. Das kann leider von einer anderen Person, — um damit gleich die zweite Schwachstelle des Buches abzutun, — nicht behauptet werden. Der Verfasser wollte — sehr verständigerweise — seiner Komposition auch einige humoristische Noten beifügen; er verfiel auf die ebenso alte wie ja immer noch wirksame Idee, einen geistig nicht besonders hochstehenden, dafür um so geschäftlicher veranlagten Juden Aménard, in sehr mannigfacher Beziehung zum Thema denken und reden zu lassen, wobei er auch oft ganz lustige Stilproben zu Wege bringt. Nur schade, daß er den Genuß dieser Idee reinweg zu Tode reitet, daß er Hohn auf Hohn heißt, den guten Aménard schließlich gar mehr denn 50 Seiten lange Briefe in benutztem Tonfall schreiben läßt, — selbst der Nachsichtige wird da zu mindest ermüden, und es wäre der nächsten Auflage nichts Besseres zu wünschen, als hier ein paar beherzte Streichungen! — Aber abgesehen von dieser „Kernfeldtheater-Figur“ und jener Hinterrednerroman-Note des geheimnisvollen Doppelgängers birgt das Sandfische Buch eine Fülle des Erreulichen. Da ist zum Beispiel eine Luft-Fahrt bei Sonnenaufgang über Deutschlands Gauen, deren jugendliche Anfsaulichkeit deutlich den Stempel des Erlebten trägt, da ist anregende Gedanken und philosophische Sentenzen, alte und neue, in bunter, reicher Menge, hochdramatische Szenen von packender Spannung, scharfsinnige, zum Teil freilich allzu epifodische Charakterbildchen, — das ist besonders der warmherzige, nationale Gedanke, in den es ausklingt und mit dem zugleich der Hauptinhalt kurz berichtet sein mag.

Der Erfinder Rußart trägt sich mit Kosmopolitischen Ideen; er will seine Erfindung in den Dienst des Allgemeinen stellen und zu diesem Zwecke eine internationale Staatenkonferenz berufen. Alle Vordräge, alle noch so verlockenden Anerbietungen schlägt er aus. Drei neue Luftschiffe läßt er bauen; — inzwischen entrollt sich uns Bild auf Bild, wie hier in Deutschland Kaufmannschaft, Bodenreformer, Sozialdemokratie und Krone zu der neuen Erfindung

und ihren staunenswerten Leistungen Stellung nehmen. Der deutsche Kaiser ordnet unangefordert starken militärischen Schutz für die auf der Hamburger Werft fast fertig gestellten neuen Schiffe an, da von den verweltlichten fremden Mächten, insbesondere England, eine Geheulast anlässlich des Stapellaufs zu befürchten ist. Eins davon schwimmt bereit auch alsbald glücklich, und das letzte ist fast fertig, als eine in englischen Diensten stehende „Allesgänger“ Wände sich dessen durch einen tollkühnen Überfall zu bemächtigen weiß. Wessend Rußart von Berlin, wo er beim Kaiser für die gefleischte Hilfe Dank abstaten wollte, schleicht mit der „Bar“ zu Hilfe eilt, wird der auf dem überfallenen Schiff kommandierende Schwind von den Engländern getötet, als sie erfahren, daß sie gar nicht den eigentlichen Erfinder vor sich haben. Rußart aber, nachdem die englischen Banditen ins Jenseits befördert sind, erkennt die Unausführbarkeit seiner kosmopolitischen Pläne; erschüttert geht er seinem Kaiser: „Eure Majestät haben recht gehabt; der einzelne, der nur auf sich gestellt ist, vermag die Gesamtheit nicht zu zwingen. Auch nicht zu ihrem Besten. — Und die Liebe ist ein Traum, wo es um die Macht geht. — Auch die Liebe für alle Menschen. — Ich habe sie gehabt. Und mein Wunsch, mein Gebet für die Zukunft kann nur sein, daß der fernere Weg rein bleibt von Blut und Tränen, wie mein Streben rein war von Selbsthüt.“

Zu Eurer Majestät starken Sünden übergeben ich meinem Vaterlande von heute ab das, was mir nicht Lebenswert werden konnte.“

Der soeben erscheinenden, dritten Auflage des Buches widmet Graf Zepelin, der für den Verfasser gehalten wurde, ein „Barnwort“, aus dem hier als Schluß einige Gehe folgen mögen:

„Caute! Der Warnruf an das deutsche Volk ist mir so sehr aus der Seele geschrieen, daß manche mich durch den Glauben überschlagen konnten, „Emil Sandt“ sei mein Pseudonym.“

Dem Volke unter den Völkern der Erde, das den weissesten Gebrauch davon zu machen versteht, gebührt vor allem die Erfindung, welche wie keine andere berufen ist, den Geist ihrer Ausbeuter beherrschend über die Welt zu verbreiten.

Wö gte das deutsche Volk — dem meine Arbeit gegolten — der siegreiche Erwerber sein!“ —
Rolf Mueller.